

## Immer, wenn du glaubst ...

Gefangen in einem Teufelskreis, ausgestoßen aus sich selbst, verzweifelt und völlig am Ende seiner übrigen Hoffnung, saß er da. Fast ähnelte er einem kleinen Kind, als er den Rand der Badewanne hinauf sah. Das warme Wasser floss ihm über den vom Bier viel zu dick gewordenen Bauch, der sich unter seinen asthmatischen Atembewegungen auf und ab senkte. Das aus dem, im Verhältnis zu seinem Körper, sehr mageren Hals kommende Röcheln unterstützte ihn, so schien es mir, auf seinem Weg ins Ungewisse, in die für uns Sterbliche so undurchschaubar grausame Zukunft. Den Gestank musste man ignorieren, um sein Gewissen beruhigen zu können. Dabei war er so unerträglich. Urin. Schweiß. Erbrochenes. Wundbrand. Anfangs zwang er meine Lunge zum kurzzeitigen Stillstand, er würgte an meiner Kehle und brachte mich beinahe zum Erbrechen. Doch es war meine Aufgabe, eben dies nicht wahrzunehmen, ich musste oder durfte Schicksalen keinen Einblick in meine Gedankenwelt gewähren, flirtende Blicke ignorieren, resignierend sein, der Außenwelt gegenüber. Und doch sollte ich für alle diese vermeintlichen »Nicht-mehr-Menschen« da sein und ihnen ein Gefühl der Anerkennung geben. Ich musste es schaffen, irgendwie, einfach mit ihnen zu reden, die richtigen Worte zu finden, ohne geheucheltes Mitleid, ohne Assoziation zu den eigenen Sehnsüchten.

Erwin hieß er, der Mann in der Wanne, so viel hatte er schon preisgegeben. Er hielt seine Finger in die Luft, es war, als zählte er sie. Dachte man sich den Bierbauch und die ungepflegten Haare beiseite, war er doch ein attraktiver Mann. Alt, aber attraktiv. Vielleicht gab es in ihm doch noch einen großen Traum, eine Wunschvorstellung jenseits seiner Überlebenskräfte, die enorm an seiner Existenz rüttelten. Seine aufgesparten Kraftreserven waren dazu geschaffen, sein Herz schlagen und sein Blut durch den Körper zirkulieren zu lassen. Aber irgendwer oder irgendetwas sollte ihm doch noch Wärme geben, Liebe aus dem Ich. Oder Wir. Wie weit hatten sich biologischer Körper und philosophische Identität schon voneinander getrennt? Die anderen würdigte er keines Blickes. Vielleicht war er peinlich berührt von der Tatsache, so zu sein wie die, die ihm seit seiner frühen Kindheit begegneten. Ihn mit ihren bittenden, offenen Händen anstierten, nach Almosen hungerten. Erinnerten sie ihn daran? Neben der Badewanne stand ein kleiner, metallener Hocker. Ich ließ meinen Körper darauf nieder und kämpfte gegen die Versuchung, die Hände vor Mund und Nase zu pressen, an.

»Hallo Erwin.«

Ein kurzes Nicken meinerseits, Erwin war immer noch abwesend.

»Ich bin die Jana.« Ich konnte keine passenderen Worte finden.

Erwins Mundwinkel zuckten. »Allo.«

Ich lächelte mir das Unbehagen fort. Das verschluckte H ließ mich an einen französischen Akzent glauben. »Kommst du zurecht?« War das die richtige Anrede? Vielleicht war er mit dem Höflichen vertraut.

»Ja.« Erwin hatte geantwortet.

Warum fiel es mir so schwer, ein Gespräch mit dem alten Mann zu beginnen? Der Wasserhahn schickte weiterhin monotone, warme Tropfen auf Erwins Bauch, sie waren meine Anzeiger der verstrichenen Sekunden. Das Schweigen machte mich seltsam nervös.

»Ich war einmal ein großer Ziehharmonikaspieler.« Ein kleiner Seufzer entfuhr seiner Brust.

Fragend schaute ich ihn an, oder viel mehr, schaute durch ihn hindurch. Als könnte meine kindliche Neugierde etwas heilen, etwas gut machen. Es war dumm zu glauben, ich könnte ihm eine Retterin sein, sein ganz persönlicher Engel. Mit nichts weiter als einem naiven, fragenden Blick.

»Hast einen Freund?«

Auf eine Frage wie diese war ich nicht vorbereitet gewesen. Sie traf mich wie ein Blitz, womöglich tappte ich geradewegs blind auf eine Falle zu. Hätte jemand in diesen Augenblicken meine Gedanken gehört, ich hätte mich in Grund und Boden geschämt. Die Peinlichkeiten stiegen mir ins Gesicht, zornesrot vor so viel Dummheit. Während in mir ein Chaos tobte, wartete Erwin meine Antwort gar nicht ab. Er hielt seine Hände in die Luft und schwang sie wie zum Tanz. Seine Finger bewegten sich flink auf der erfundenen Schein-Harmonika auf und ab, und sein Kopf wippte vollkommen zufrieden hin und her.

»Warum spielst du nicht mehr?«

Meine Frage war auf sein »ich war einmal«, seine Vergangenheitsform bezogen, doch er verstand mich nicht wirklich. Er suchte nicht nach einer möglichen, hoffentlich passenden Antwort, er beließ es bei einem Schulterzucken.

»Meine Frau war eine tolle Frau, weißt?«

»Schon möglich.«

»Du solltest sie kennen.«

Wollte ich das überhaupt?

»Was ist mit ihr?«

»Die Scheidung war mein Ende.«

Mehr musste ich nicht wissen, um sein Schicksal ein wenig besser verstehen zu können. Was folgen würde, wären Geschichten von finanzieller Abhängigkeit, von verzweifelten Versöhnungsversuchen, von plötzlicher Arbeitslosigkeit, von Liebesschmerz nach einer vor Jahren vererbten Liebe. Ich tat, als hörte ich zu, nickte hin und wieder, doch das Zuhören war für mich eigentlich nur eine angenehme Möglichkeit, für Momente zu fliehen, Zeit für eigene Gedanken zu haben. Es bedeutete wunderbare Verslossenheit. Erwin griff sich auf die Schulter, als huschte dort noch seine Ehefrau umher und er könnte sie und sich selbst noch retten. Als gäbe es die Liebe nur in Gestalt seiner Frau, einem Abbild eines fliehenden Engels. Doch seine Hand hing wieder schlapp neben seinem Körper, völlig fehl am Platz. Keine seiner Extremitäten wollte vollkommen zu seinem restlichen Erscheinungsbild passen.

»Irgendwann war die Wohnung weg, allein hab ich's nicht bezahlen können. Süchtig bin ich worden, das Zeug lässt dich nicht mehr los, glaub mir. Das Brutale, die Härte auf der Straße, an das kann man sich gewöhnen, aber glücklich kannst nicht wirklich sein, wenn's d' der Welt jeden Abend im Park »Gute Nacht« sag'n musst, wenn die Welt, zu der du noch sprechen kannst, nur mehr diese ist.« Er wies, schuldbewusst, mit seinem Kopf in die Richtung der anderen Obdachlosen. »Aber die Verachtung, die schneidet dich jedes Mal auf, man will sie ja anschreien, weißt, die ganzen g'stopften Leut', die dich anschau'n, als wärst es nicht würdig, da zu sein. Voller Mitleid, voller Wird-schon-wieder-Blicke, voller Das-kommt-davon. Diese Verachtung, die spürst' immer wieder.«

Ich spürte, wie sich der Schweiß in meinen Achselhöhlen ansammelte und mein T-Shirt durchdrang. Er hatte meine volle Aufmerksamkeit wieder erlangt. Mein Gewissen lachte mich aus, ließ seinen Spott auf mir liegen, wie eine achtlos weggeworfene Zigarette. Die Ratlosigkeit nahm mir jeglichen Verstand. Erwin war wieder in seine unscheinbare Starre verfallen. Er ähnelte einer Eidechse. Totgestellt in der eisigen Kälte eines ewig andauernden Winters. Doch ich musste ihn wieder wecken, ich durfte einfach nicht zulassen, dass diese Isolation sein Leben bestimmte.

»Erzähl mir von dir, Erwin«, bat ich.

Verwundert schlug er die Augen auf und sah mich unwissend an.

»Hast du Kinder?«, ich wurde immer aufdringlicher. Mindestens bekam ich ein bedauerndes Kopfschütteln. »Erzähl mir von deinen Sehnsüchten.« Ich konnte einfach nicht loslassen.

»Ich rede eigentlich nicht so gern, weißt.«

Ich auch nicht, wollte ich antworten, ich auch nicht, aber man muss doch über Wünsche sprechen, man muss sie doch mit Hoffnung beschenken.

Damit sie überleben.

Ich sollte still sein. Während Erwin ächzend aus seiner Wanne stieg und ein Mitarbeiter ihm den Weg zur Entlassung wies, versuchte ich kopfschüttelnd seiner Geschichte zu entkommen. Ich konnte nicht mehr richtig sagen, welchen Reiz die Notunterkunft anfangs auf mich einübte. Natürlich, es war eine gewitterte Chance, anderen zu helfen, es war Gewissensberuhigung. Und es gefiel mir, die Menschen zum Lachen zu bringen, doch wo, diese Frage blieb hartnäckig in mir stecken, wo blieb die ersohnte Ordnung in meinen Gedanken? Ich sollte mich schämen, war dies etwa mein einziges Problem inmitten völlig kaputter Menschen? Auf dem Tisch mir gegenüber stand eine halb leere, offene Parfümflasche, der Duft stieg mir zu Kopf. Ich hasste Düfte, aus keinem logischen Grund, doch sie benebelten mich, ich ließ mich lieber auf die ehrlichen Gerüche der Haut ein. In diesen Momenten war mir sogar das Rascheln der Bücherseiten meiner Kollegin zu laut. Sie war etwa so alt wie ich, lernte, für irgendeine Abschlussprüfung.

»Dürfen wir weglaufen?«, wollte ich wissen.

»Wie meinst du das?«

»Wolltest du noch nie weglaufen und die Arbeit hier aufgeben, warst du noch nie soweit, dass du ein Gefühl des Verlustes deiner Motivation gespürt hast?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich fühle mich wohl hier.«

Sie log, das musste so sein. Wieder lief ich davon, nicht länger konnte ich es in dem parfümierten Raum voller Scheinheiligkeiten aushalten. Im Speisesaal hing ein Bild Christi an der Wand, eingerahmt. Sein heiliges Licht sollte den ganzen Raum erfüllen, doch es blieb sehr traurig an der Wand hängen. Vielleicht sollten seine vollbrachten Taten uns eine Mahnung sein, mir eine Mahnung sein. Doch die Religionen dieser Welt bescherten seit jeher meinen Ansichten darüber gewisse Unstimmigkeiten. Gott bedeutete eine Zuflucht, war aber ein Trugbild für jene Untergegangenen, eine Darstellung von unerreichbarer Hoffnung für Verlorengegangene. Also genaugenommen, auch meines. Es passte ganz gut an diesen Ort, das Bild Christi, fand ich. Konnte ich eigentlich nun, an einer Stelle inmitten der beleuchteten Welt, in der irgendwie alles seltsam benebelt und langsam scheint, glücklich sein? Wollte nicht alles in mir immer alleine sein, mit mir und meinem Egoismus? Hätte ich mich nur nicht gemeldet, wäre ich nur mit mir geblieben.

Ich weiß nicht, ob Erwin mir ansah, wie aufgewühlt ich war, doch er ging, auch nach den sprachlichen Barrieren, die zwischen uns herrschten, wieder auf mich zu. Meine Augen entdeckten das, was er in seinen dicken Händen hielt, noch bevor mein Gehirn mir melden konnte, um was es sich handelte. Erwin erklärte es meinem dümmlichen Zentrum.

»Spielst du mit mir?«, er meinte es ernst mit dem Angebot. »Schach, auch Obdachlose haben Hobbys, meine Liebe.«

»Ja, na klar«, alles in mir sträubte sich gegen ein Schachspiel.

Mit Strategie war es so wie mit Wissenschaften, es sollte einem das Weltbild nachher logischer erscheinen, das wurde es jedoch nicht, es wurde nur verworrener und undurchschaubarer. Ich hatte Angst, zu verlieren. Doch vor mir hatten sich die Figuren schon aufgebaut, richtig hässlich. Dame, Pferd, Turm, König. Schwarz, weiß, schwarz, weiß, schwarz. Ich hatte Mühe, mir alle Regeln zu merken, was, denke ich, hauptsächlich daran lag, dass ich mich von Anfang an nicht für dieses Spiel begeistern konnte. Fast spürte ich meinen Vater hinter mir stehen, das Christusbild nachdenklich

anblickend, und mich in meinen Zügen, als ehemaliger Spielbegeisterter, zu führen. Doch es waren die anderen Obdachlosen, die sich angesammelt hatten, um mir in wildem Durcheinander Tipps zu geben, den alten König zu verjagen. Es war für sie die Geborgenheit, die man von mir verlangte zu geben, die ich unbedingt verschenken wollte. Diese Menschen, hauptsächlich Männer, waren zu Hause in den strategischen Zügen, die sie mir ansagten zu vollziehen. Die meisten von ihnen konnten Geschichten lesen, in dem alten, schwarz-weißen Holzbrett, Erlebnisse, Spiele, die ihnen halfen, die alles andere für eine Zeit verdrängten. Die Kerben der einzelnen Felder wirkten, nun auch für mich, die Gesellschaftsspielhasende, auf eine Art geheimnisvoll. Erwin war, wie nicht anders zu erwarten, vollkommen in seinem Element. Auch er liebte es, mit mittelalterlichen Figuren aufzutrupfen. War es der unerfüllte Kindheitswunsch, zum Ritter gekrönt, auf Rössern reitend, Jungfrauen vor gigantischen Drachen rettend, den König zu stürzen? Vielleicht konnten alle damit in eine genauso wenig heile wie die eigene Welt, aber eine durchaus erfülltere, eintreten? Oder war es der Lernprozess, das typische, prägende Verlieren einer Partie und die darauf folgende Selbstmotivation, das Selbstbewusstsein des unabhängigen Entscheidungsweges? Ich hatte fünf Bauern verloren, meinen Turm und die Dame stand in einer erschreckend gefährlichen Position. Der Egoismus hatte mich wieder eingeholt, die anderen, mir helfenden Obdachlosen, vergaß ich. Mir verging die Freude, als der nächste Bauer das Spielfeld räumen musste. Die Bilanz der gegnerischen Seite stand jedoch nicht besser, ein, zwei Figuren hatte er noch mehr. War ich wirklich so sehr darauf bedacht, ein Spiel mit großer Überlegenheit zu gewinnen? Dabei wäre ich froh gewesen, hätte die Partie möglichst bald geendet. Doch Schach war, wie die selbstbemitleidende Erfahrung feststellte, ein langes Spiel voller Schlagaustausche, voller Gefechte, voller kurzzeitiger Friedensverträge. Reine Politik in meinen Augen. Ich kann die verbrachte Zeit längst nicht mehr dokumentieren, die Details dieser Partie habe ich längst vergessen. Schätzungsweise waren es zwei geschlagene Stunden, die Erwin schlussendlich mit einem »Schach matt« gewann. Geknickt räumte ich mit Erwin zusammen die Figuren in das Holzbrett ein, während dieser seinem Triumph nur mit einem kleinen Lächeln Platz schaffte.

Seltsamerweise verspürte ich die ganze Zeit über bei Erwin einen verstärkten Wunsch zu helfen, hätte ich ihn doch am liebsten zu Ämtern, Ärzten und Familienangehörigen begleitet, um ihn im Leben zu festigen, ihm die Obdachlosigkeit für alle Zeit zu nehmen. Ein Gedanke, der so gar nicht zu meinem früheren Egoismus passen wollte. Seit meinem Aufenthalt in der Unterkunft kannte ich mich selbst nicht mehr. Ich war arrogant und ehrgeizig, um im nächsten Moment nächstenliebend und hilfsbereit zu sein.

In der großen Stadt ließ der schwarze Himmel seine Mäntel über die des hellblauen, klaren fallen. Er demonstrierte seine Überlegenheit mit den zahllosen kleinen, leuchtenden Sklaven, die für ihn tanzen mussten. Erwin und Peter saßen mir gegenüber, sahen aber in die gleiche Richtung, zum spärlichen Fenster hinaus, aufschauend zum Sklaventreiber der Nacht. Peter war waschechter Amerikaner, der sein Leben jedoch abseits der amerikanischen Klischees lebte, inmitten Gemeindebauten und Würstelbuden inzwischen zum waschechten Wiener geworden war. Ein amerikanischer Wiener, dessen Glück nun auf eine gemessene halbe Handvoll minimiert wurde, und dessen Lebensgeschichte und Erzählungen von menschenunwürdigen Plätzen nicht minder grausam waren als Erwins, mich jedoch weniger tief berührten. Peter war nicht Erwins Freund, hier war keiner jemandes Freund, man sah sich nur als Verbündete eines schweren Schicksalsschlages, man war Kollege. Auf Zeit, man half sich, so gut es ging, doch den tiefen Pakt einer Freundschaft wagte kaum einer zu schließen. Wir drei jedoch waren vereint in dem Schweigen, das uns umgab. In diesen Momenten war es nicht wichtig, was der andere dachte, es ging ausschließlich darum, den Wert seiner eigenen Gedanken zu erkennen. Doch ich konnte es wieder nicht, ich war unfähig, die

Wortfetzen, meine Erinnerungen, meine gedanklichen Spinnereien, die zu wilden Tieren geworden waren, zu beruhigen, zu zähmen. Nun wusste ich nicht, ob Erwin unsere Hilfe annehmen würde, oder ob er lieber in den starrekalten, aber einsameren und schamfreieren Park zurückkehren wollte. Doch schon, als wir mit Peter an dem schäbigen Tisch saßen, als wir unseren Blick hängen ließen, als wir schwiegen, als hätten wir aufs Reden vergessen, als wir nichts dachten, oder zu wenig, als wir nicht mehr wussten, was zu geschehen hatte, als man sich emotionslos anstarrte, schon da glitt er mir aus der sicheren Hand, schon da fing er an, alleine zu treten, dass ich ihn hätte nie mehr retten können, dass seine geliebte Frau nie mehr hätte verhindern können, dass er verkümmert wäre. Noch mehr.

»Ich brauch was zu trinken. Unbedingt.«

»Das geht nicht, das sind die Vorschriften.«

»Scheiß drauf.«

»Erwin.«

»Was, Lana, was? Na, sag schon.«

Seine Wut beeindruckte mich, ließ mich aber auf eine erfreulicherweise professionelle Art kalt. Meine Stimme war kühl, sie war arrogant, sie war lehrhaft, sie war abgehoben, doch sie gehörte jemand Selbstbewussten, jemandem, der sein Tun fest in der Hand hatte. Ich mochte sie.

»Du weißt es, Erwin. Kein Alkohol, keine Rauschmittel. Für diese Nacht. Oder du musst gehen.«

Schweigen.

»Erwin, hör ...«

»Nenn mich nicht Erwin. Du kennst mich nicht.«

Die Luft sammelte sich an mit unserem Schweigen, sie saugte seine wortlose Sucht regelrecht auf. Seine Sucht, die mehr war als das, was das Rauschgift und die Zigaretten ihm gaben und nahmen, die mehr war als das physische und psychische Verlangen, die das war, was für ihn sein musste, um den ungeheuren Schmerz als Obdachloser verkraften zu können.

»Dann werde ich gehen.«

Was, verdammt, hätte ich sagen sollen, damit er nicht ging? Nichts, meldete es mir. Noch in der Tür schob er sich eine Zigarette in den Mund, noch in der Tür hatte er den Schnaps schon in der Hand. Er schien sich zu beruhigen, fast sah man ihm an, wie der Alkohol ihm eine Wärme spendete, eine verfluchte Ruhe. Erwin fiel auf eine Steinbank, die nutzlos vor dem Heim aufgestellt worden war, er lachte, er ignorierte mich, er trank, er lachte, er ignorierte mich, er trank. Er fing an Ziehharmonika zu spielen, so wie bei unserer ersten Begegnung, er wimmerte eine leise Melodie, die absolut nicht zu erkennen war. Es war schwül, die Wolken, die die Sternchen vertrieben hatten, triefen vor lauter schwerem Regenwasser und trieben mir den Schweiß auf die Stirn. Nun lallte Erwin ein Gemisch aus romantischem Weltschmerz und zorniger Ironie, er wackelte in seiner Trunkenheit hin und her, was seltsam witzig aussah. Und das machte die Situation so traurig, so richtig traurig. Der angetrunkene, alte Mann, dessen Anblick viele in diesen Sekunden lustig gefunden hätten, der aber in Wahrheit all seinen Schmerz und seine Verzweiflung in eine Flasche wispelte. So leise, dass es niemand sonst hätte hören können. Mich verließ in diesen Momenten jeder Stolz, jede Kraft, jede Anmut. Die sonstige Wut auf Gott, der nichts unternehmen konnte, blieb aus. Mein Gedankenchaos um nichts löste sich auf. Ich hörte auf, mich für meine eigenen Ängste zu schämen, ich verstand, dass es kein Egoismus war, an sich selbst zu denken. Ich war einfach erschöpft. Erschöpft und kraftlos. Etwas hinzunehmen, so wie es ist, ist schwer, doch das, was man dagegen tun kann, ist einzig und alleine, nicht aufzugeben, weiterzumachen. Egal, womit.

»Komm, Erwin, wir gehen hinein.«